

Patricia Shaw

IM TAL
DER
MANGOBÄUME

Roman

Aus dem Englischen von
Margarete Längsfeld
und Heidi Lichtblau

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel *Mango Hill*
bei Headline Publishing Group, London

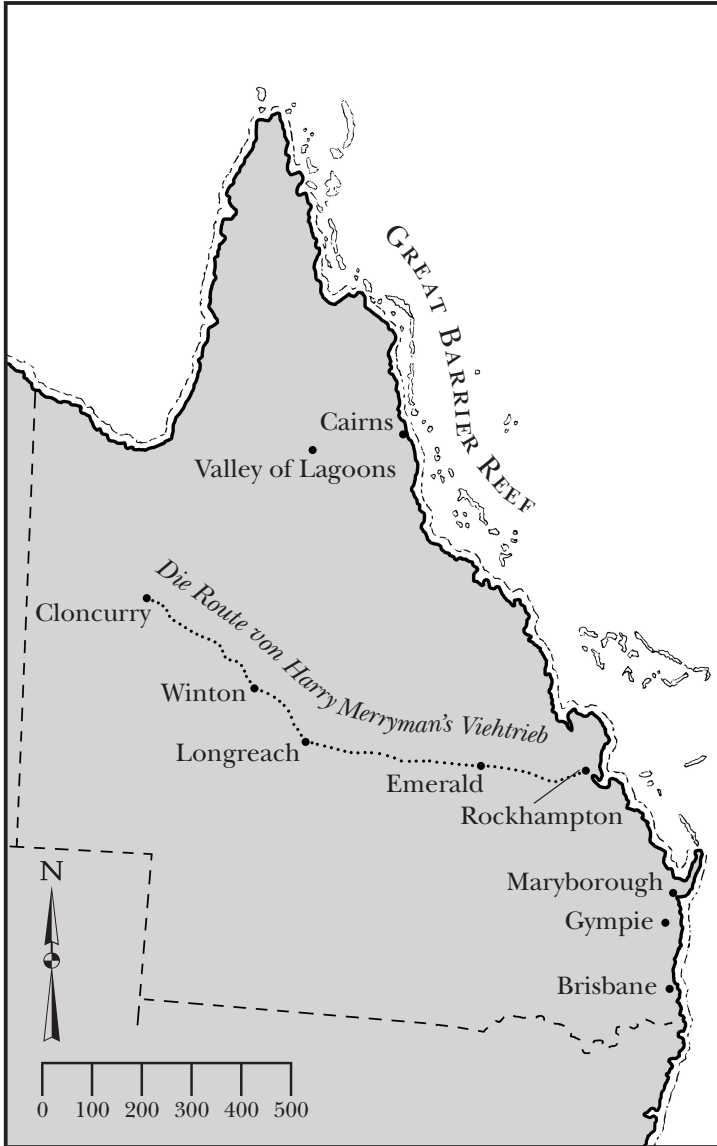
Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe September 2010
Knaur Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemersch
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2007 by Patricia Shaw
Copyright © 2009 für die deutschsprachige Ausgabe bei Knaur Verlag.
Ein Unternehmen der Droemersch Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Jupiterimages / JONARNOLDIMAGES
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50059-0

2 4 5 3 1

QUEENSLAND



PROLOG

1884

Sie war etwa neunzehn Jahre alt, eine magere, sehnige Frau mit drahtigem, schwarzem Haar, das aus dem kantigen Gesicht zurückgebunden war, und sie hatte einen Säugling auf dem Rücken. Sie trug ein zerlumptes Hemd, eine staubige Latzhose und einen Fransenschal, jedoch keine Stiefel – das übliche bunte Sammelsurium einer Ureinwohnerin, die es in die Welt der Weißen verschlagen hatte.

Ungeachtet ihres eigentümlichen Aufzugs, näherte sie sich den drei Reitern mit einem Selbstvertrauen, das diese erschreckte, auch wenn ihre Stimme freundlich war.

»Du Boss hier, ja?«, wandte sie sich an Paul.

Er blickte zu ihr hinunter, erstaunt über den Gleichmut in ihren dunklen Augen. Ihm war, als wäre ihm plötzlich eine gütige Macht begegnet.

»Was willst du?«, stammelte er.

»Onkel hier finden!« Sie wies in die Richtung des Schwarzenlagers, das unweit der westlichen Grenze der Mango-Hill-Station lag. »Alter Mann, Guringja sein Name.«

»He, Boss! Schauen Sie mal«, rief Sam und griff nach seinem Gewehr, »da drüben!«

»Ach du lieber Himmel!«, stieß Noah, der andere Viehhüter, hervor.

Auf einer erhöhten Felskante, kaum einen Steinwurf von ihnen entfernt, stand ein hünenhafter Aborigine-Krieger in vollem Ornat. Sein Haar war aufgetürmt und mit Kakadufedern geschmückt. Auf sein rabenschwarzes Gesicht, in dessen Nase

ein Knochen steckte, waren weiße Striche gemalt und von seinen Kinnbacken standen schwarze Haarbüschel ab. Wie um seinen Knochenbau hervorzuheben, war sein athletischer Körper ebenfalls weiß bemalt, und er trug Schmuck aus weißen Federn um die Knöchel.

»Nur die Ruhe«, murmelte Paul und blickte argwöhnisch auf den langen Speer, den der Schwarze herausfordernd in den Boden gerammt hatte. Er wandte sich an die Frau: »Wer ist das?«

»Das mein Mann«, erklärte sie mit stolz glänzenden Augen. »Hat mich gebracht. Wegen sicher.«

Paul fürchte die Stirn. Keiner der Schwarzen auf seinem Besitz gebärdete sich feindselig, und in einem Aufzug wie dieser Bursche marschierten sie schon gar nicht herum. Diese Zeiten waren längst vorbei.

»Geh!«, befahl er. »Ich kann euch hier nicht brauchen. Ihr gehört nicht zu unseren Leuten. Geh zu deinem eigenen Volk zurück und nimm ihn mit.« Er nickte mit dem Kopf in Richtung des Ehemanns.

Die Frau malte mit dem Zeh einen Bogen in den Staub und musterte ihn einige Minuten, als überlege sie, was sie als Nächstes tun sollte.

Sam streichelte sein Gewehr. »Boss, wollen Sie, dass ich dem großen Burschen Beine mache?«

Die Frau sah zu Paul. »Mein Mann nun gehen. Mich langen Weg bringen.«

»Gut. Und du begleitest ihn. Hier kannst du nicht bleiben.«

Sie schien ihn nicht gehört zu haben. Sie hievte das Kind ein Stückchen höher und schickte sich an, den Weg zum Gut hochzulaufen.

Paul starrte unsicher zu dem Ehemann, der sie beobachtete, und dann wieder zu der Frau.

»Moment!«, rief er. »Komm zurück! Ich hab's dir doch gesagt. Du gehörst hier nicht her. Von welchem Volk stammst du?«

»Kalkadoon!«, erwiderte sie hoch erhobenen Hauptes.

»Nie gehört.«

»Doch, haben Sie«, erinnerte ihn Noah. »Das ist der Stamm,

von dem Paul gesprochen hat. Sie kommen aus dem Hinterland. Und sorgen für jede Menge Ärger. Glauben Sie, die kommen jetzt hier entlang?»

»Bitte? Eine zweiköpfige Armee? Nun mal halb lang!« Paul rief der Frau hinterher: »Du kommst jetzt zurück! Du und dein Mann, ihr verschwindet! Hörst du?«

Sie wandte sich um und blickte ihn an. Über ihre schmutzigen Wangen liefen Tränen. »Er fort, Boss.«

Ihre Traurigkeit verwirrte Paul. Plötzlich bäumte sich sein Pferd auf und erschreckte die anderen Pferde, so dass diese zurückwichen und zusammenstießen. Während er sein Tier wieder unter Kontrolle zu bringen versuchte, sah er, wie der alte Guringja mit Hilfe eines kräftigen Stocks und seiner beiden Frauen unsicher den Pfad hinunterkam.

»Der große Kerl hat sich verzogen.« Sam zügelte sein Pferd. »Ich sehe mal lieber zu, dass ich ihn wieder einfange.«

»Er fort«, beharrte die Frau. Sie rannte zu Guringja und redete in ihrer eigenen Sprache auf ihn ein.

»Was sagt sie da, Sadie?«, fragte Paul eine von Guringjas Frauen. Sadie zuckte die Achseln. »Kenn diese Sprache nicht.«

Schließlich erklärte Guringja: »Sie Kalkadoon. Heißt Wiradji. Meine Mama Kalkadoon, deshalb sie verwandt mit mir. Große Schwierigkeiten da, von wo sie kommt, darum sie hier mit Baby.«

»Und was ist mit ihrem Mann?«, wollte Paul wissen. »Der hat hier nichts verloren.«

Guringjas Blick wurde ausdruckslos. »Kein Mann, Boss.«

»Jetzt lass den Unsinn. Er lauert irgendwo da drüben. Sie weiß, dass er hier ist.«

»Ah! Das niemand, Boss. Niemand.«

»Sie hat gesagt, er ist ihr Ehemann«, knurrte Sam ihn an. »Ich habe es selbst gehört.«

Paul wandte sich an Sadie. »Du hast ihn doch gesehen, als ihr hierher gelaufen seid, oder? Du musst ihn doch ...«

Sie schüttelte den Kopf und stapfte zu der Frau hinüber. »Wo ist dein Mann?«

»Er weggegangen«, erwiderte Wiradji traurig.

»Wohin?«, wollte Paul wissen, aber Guringja packte Sadie am Arm. Er flüsterte ihr etwas zu, und sie erlebte.

»Mr. Paul«, sagte sie leise. »Besser, wir nehmen sie zum Lager, ja?«

»Erst, wenn ich weiß, wohin ihr Mann verschwunden ist! Ich will nicht, dass er hier herumlungert!«

Sadie seufzte und ging zu Paul hinüber. Sie tätschelte sanft sein Pferd und sprach so leise, dass er sich zu ihr hinunterbeugen musste, um sie zu verstehen.

»Kein Ehemann hier. Er gekämpft in großem Krieg. Wurde getötet. Für sie schwierige Zeit.«

»Bitte? Was für ein Blödsinn! Er war hier! Wir haben ihn gesehen!«

Sadie senkte den Blick und rieb sich den Nacken, offensichtlich darauf erpicht, das Thema fallenzulassen.

Automatisch kratzte Paul sich ebenfalls am Nacken, womöglich aus demselben Grund. Die Haare dort pieksten wie Nadeln, und er erschauerte. Einen Augenblick lang war er völlig ratlos.

Noah rutschte nervös auf seinem Sattel herum. »Versuchen die uns weiszumachen, der schwarze Bursche wäre gar nicht da gewesen?«

»Nein«, entgegnete Paul. »Das ist nur ihr übliches doppelzünftiges Gerede.«

»Wo ist er überhaupt hin?«

»Was weiß ich!«, erwiderte Paul gereizt. »Plötzlich war er weg. Sagt mir Bescheid, wenn er sich noch mal blicken lässt.«

Er nickte in Richtung der kleinen Gruppe von Aborigines. »Na dann! Bringt sie nach oben in euer Lager. Sie sieht aus, als bräuchte sie dringend was in den Magen.«

Die drei Männer ritten davon, und Sam lachte. »Wenn Noah diesen Ehemann je wieder zu Gesicht kriegt, gibt er garantiert Fersengeld!«

»Und was ist mit dir?«, fragte Paul.

Sam zuckte mit den Schultern. »Mit mir? Ich habe niemanden gesehen.«

KAPITEL 1

BRISBANE, 1878

Von dem Ereignis angelockt, standen an diesem schwülheißen Vormittag Scharen Schaulustiger geduldig vor der St.-Stephen's-Kathedrale und atmeten die von Frangipaniwolken geschwängerte Luft ein. Für gewöhnlich hätten die butterweißen Blüten einen zarteren Duft verströmt, doch der vormals niedrige Baum neben dem Kirchenportal war zu einem großen und herrlichen Exemplar herangewachsen und wirkte in seiner Fülle von zierlichen Blüten nun fast schon vulgär. Die Bewohner des frisch zur Stadt gekürten Brisbane waren stolz auf den Baum, wie auch auf die hohen Palmen, die prächtigen purpurroten Jacarandas und die mächtigen Moreton-Bay-Feigenbäume, die ihre Straßen beschatteten. Und das, obwohl die Natur in dieser subtropischen Lage fast ein bisschen »zu viel« war, wie vornehme Neuankömmlinge hinter ihren Fächern zu sagen pflegten und sich damit von den früheren Siedlern abzusetzen versuchten, denen die Gegend als die berüchtigte Moreton-Bay-Strafkolonie bekannt gewesen war.

Nun ja. Nicht gerade die respektabelste Gründung. Doch nachdem diese Einrichtung geschlossen und der Ort in »Brisbane« umbenannt worden war, gewann er allmählich an Ansehen.

Die Straßen waren in einer Richtung nach englischen Königinnen, in der anderen nach englischen Königinnen benannt worden: Elizabeth Street – die mit der Kathedrale aufwarten konnte –, Charlotte Street und so fort. Entlang dem Ufer des breiten Flusses war ein botanischer Garten entstanden, und

stolze öffentliche Gebäude, wie das Parlament und das stattliche Museum, sorgten für einen würdigen Anstrich.

Schon immer hatte die Elite der australischen Kolonien aus den reichen Siedlern bestanden, die früh genug hergekommen waren, um noch riesige Gebiete für die Schafzucht an sich reißen zu können. In Brisbane trat jedoch eine weitere mächtige Gruppe in Erscheinung: die Rinderzüchter, die mit ihren Herden nordwärts in die wilde und weitgehend unerforschte Kolonie Queensland vordrangen.

Nach Schätzungen der Seefahrer, die stets auf der Hut vor den Riffen an den Ufern dieser Kolonie waren, belief sich die Länge der Küste auf mehr als dreitausend Meilen. Das Land dahinter war unbekannt, bis der deutsche Forschungsreisende Leichhardt von ausgedehnten Ebenen berichtete, die durch eine Reihe schöner Flüsse üppig bewässert wurden.

»Ein Land des Überflusses, und im Überfluss für alle«, lautete die Parole, und schon drängte man landeinwärts, wo die Entdeckung, dass die Eigentümer dieser fruchtbaren Weiden nicht zu weichen bereit waren und sich mit äußerster Brutalität gegen die Eindringlinge wehrten, ihnen unvermittelt Einhalt gebot.

Doch die ehrgeizigen weißen Siedler wähten sich im Recht.

»Hier gibt es weder Häuser noch Städte«, erklärten sie. »Niemand wohnt hier, weshalb es uns freisteht, das Land in Besitz zu nehmen.«

Darauf hingewiesen, dass hier Menschen wohnten, Aborigines, versetzten sie: »Von wegen! Das sind nur Nomaden. Es gibt keine Grenzen und weit und breit kein Dorf.«

Besagtes Flussgebiet war der Treffpunkt dreier Völker, der Udangi, Jagaro und Jukame, sowie der jeweiligen Stämme. In ihren Augen waren die Grenzen der Völker völlig eindeutig, und diesbezügliche Gesetze mussten respektiert werden. Kein vernünftiger Mensch betrat ohne Einladung oder Erlaubnis das Territorium eines anderen. So etwas war äußerst gefährlich und konnte schlimme Auswirkungen haben. Diese Gesetze galten auch, als die Weißen plötzlich auftauchten. Es kam zu Racheakten.

Dennoch drangen die Weißen mitsamt ihren erstaunlichen Waffen weiter ein. Sie machten das Land einfach nur »zugänglich«.

Die Aborigines hatten dafür einen anderen Begriff. Sie nannten es Krieg.

Vor gar nicht langer Zeit war der Widerstandsheld der Aborigines, Dundalli, unweit der Kathedrale – vor dem Hauptpostamt, um genau zu sein – gehängt worden. Aus Rache töteten die Schwarzen Captain Logan, den Kommandanten der Strafkolonie. Was in den Augen der Strafgefangenen, die unter seiner harten Knute gelitten und ihn für ein wahres Ungeheuer gehalten hatten, durchaus etwas für sich hatte.

Dann bewegte sich der Krieg mit der Welle der Siedler weiter nach Norden und Westen und geriet in Brisbane weitgehend in Vergessenheit. Milly Forrest jedoch, die sich mit ihrer Tochter Lucy Mae in der Zuschauermenge vor der Kirche befand, rückte er sehr wohl ins Bewusstsein. Sie waren hier, um am Trauergottesdienst für ihre liebe Freundin Dolour Rivadavia teilzunehmen.

Bei der Erinnerung an Dolours ersten Mann, Pace MacNamara, der hoch im Norden von Schwarzen getötet worden war, tupfte Milly, eine gefühlsselige Frau, sich die Augen. Wie lange ihre Freundschaft doch zurückreichte, dachte sie traurig. Pace war mit demselben Schiff in die Kolonie gekommen wie Milly und ihr verstorbener Ehemann Dermott. Damals waren sie alle drei jung gewesen und begierig auf ein neues Leben.

Sie schluchzte verhalten auf. Alle hatten sie Erfolg gehabt. Ausgerechnet in der Viehzucht. Zunächst als Farmverwalter, dann mit eigenem Besitz. Zu Beginn war das Leben im Outback für ein kleines englisches Mädchen wie Milly allerdings äußerst hart gewesen. Schließlich war sie nie über die Vororte Manchesters hinausgekommen, bis ihr geliebter Dermott ihr Herz im Sturm erobert und sie in diese fremde Welt entführt hatte.

Es war Dolour, eine energische Irin, die sie gelehrt hatte, die Ellenbogen zu gebrauchen, erinnerte sich Milly. Und Dolour war es auch, die zur Stelle war, als sie und Dermott in Bedrängnis geraten waren. Gerade mal zwei Jahre zuvor, als alles so gut lief,

als sie sich in ihrem entzückenden Haus mit Blick auf den Fluss zur Ruhe gesetzt hatten, war Dermott an Diphtherie erkrankt und hatte innerhalb kurzer Zeit sein Leben ausgehaucht.

Milly seufzte. Noch immer hatte sie diesen Schicksalsschlag nicht verwunden. Und dann war Lucy Maes Ehemann, dieser Halunke Bartling, bei einem Schiffsunglück vor Fraser Island ums Leben gekommen. Wahrlich kein Verlust, wohingegen sie bei der Nachricht, dass Dolour am gefürchteten Krebs erkrankt sei und im Sterben liege, am Boden zerstört gewesen war.

»Sollten wir nicht besser hineingehen?«, fragte Lucy Mae.

»Noch nicht«, zischte Milly. Sie wollte noch weitere Ankömmelinge in Augenschein nehmen. Saß man erst einmal vorn auf der Kirchenbank der Familie, mit dem Rücken zur Gemeinde, bekam man kaum noch etwas mit.

Juan Rivadavia war ein einflussreicher Bürger geworden. Der argentinische Viehzüchter war vor vielen Jahren hergekommen und hatte umgehend Grund und Boden erworben. Milly hatte immer etwas für ihn übrig gehabt – zweifelsohne war er überaus charmant –, dennoch hatte es sie überrascht, als Dolour ihn so bald nach Pace' Tod geheiratet hatte.

»Wer ist das denn?«, fragte Lucy Mae, als eine Kutsche vor der Kirche hielt und ihr eine junge Frau, die statt eines Hutes einen schwarzen Spitzenschleier trug, entstieg.

»Dolours Stieftochter Rosa«, erwiderte Milly. Ringsum drängten die Leute nach vorn, um einen besseren Blick auf den Liebbling der Gesellschaftsseiten, auf denen sie ungeachtet ihrer argentinischen Herkunft oft als »die spanische Schönheit« betitelt wurde, zu haben. »Und das ist ihr Mann, Charlie Palliser. Ein berühmter Chirurg.«

Lucy Mae seufzte. »Was für ein schönes Kleid. So elegant!«

»Importiert!«, bemerkte ihre Mutter und warf einen Blick auf Lucy Maes Garderobe. »Du könntest mal wieder etwas neues Schwarzes gebrauchen. Dieses Kleid ist dir zu weit. Bringt deine Formen gar nicht zur Geltung.«

»Seit Russ' Tod habe ich abgenommen.«

»Macht nichts, das steht dir. Morgen gehen wir einkaufen.«

Milly beobachtete, wie Rosa Palliser eine Frangipaniblüte

pflückte, an ihr schnupperte und sie dann wieder fortwarf, ehe sie mit ihrem Mann die Kirche betrat.

»Typisch!«, schnaubte sie.

»Was denn?«

»Ach, nichts. Du meine Güte, da kommt Juan!«

Milly verfolgte, wie Rivadavia mit gesenktem Kopf und ohne jemanden eines Blickes zu würdigen die Treppe hinaufeilte. Er sah müde und abgespant aus, fand sie, jedoch genauso charmant und gutausschend wie immer. Eines, dachte sie lächelnd, musste man Dolour lassen: Sie hatte sich zwei der bestaussehenden Männer ihrer Zeit geangelt. Dabei war sie doch nur ein kleines irisches Sträflingsmädchen gewesen. Das wussten die wenigsten, auch wenn es Dolour nicht gestört hätte. Sie war, weiß Gott, immer ihren eigenen Weg gegangen!

Erneut kam in der Menge Bewegung auf, als die reichverzierte Kutsche des Gouverneurs eintraf. Einer der livrierten Lakaien sprang hinab und stellte einen Schemel vor die Tür, um sodann dem Gouverneur, dem Marquis von Normanby, und seiner Gattin herauszuhelfen.

Jemand klatschte und wurde von der Marquise auf ihrem kurzen Weg zur Kirche mit einem finsternen Blick bedacht. Ihr Gatte, von dessen puterrotem Gesicht unter dem großen, mit Federn geschmückten Hut Schweiß troff, scheuchte sie vorwärts, aber das Interesse hatte sich ohnehin schon auf einen Herrn verlagert, der über die Straße gestürmt kam.

»Habe dir doch gesagt, dass heute alles von Rang und Namen da sein wird.« Milly stupste ihre Tochter an, als sich der Premierminister von Queensland näherte und den glücklichen Leuten in der ersten Reihe die Hände schüttelte. Bei Milly angekommen, blieb er stehen.

»Du meine Güte! Sie sind's, Mrs. Forrest! Was tun Sie denn hier draußen in der Hitze?«

»Äh, ich warte, Mr. Palmer«, stammelte Milly. »Es ist so schwierig. Die vielen Menschen ... Wir wollten soeben ... Kennen Sie meine Tochter Lucy Mae?«

»Aber gewiss doch! Mrs. Bartling! Nun kommen Sie, meine Damen. Ich begleite Sie persönlich hinein.«

Genau in diesem Augenblick trafen die MacNamaras, John Pace und Paul, mit ihren Familien und etlichen Freunden ein und waren im Nu von Leuten umringt, die sie bekümmert begrüßen wollten. Schließlich bewegten sie sich langsam in die duftgeschwängerte Düsterteit der Kirche, einschließlich des Premierministers, Sir Arthur Palmer, mit Lucy Mae am Arm.

Damit war es mit Millys Fassung dahin. Denn nun sah sie den Sarg, bedeckt mit Kränzen und flankiert von Kerzenständern. Das war zu viel für sie. Das war Dolour! Ihre beste Freundin!

Sie brach in Tränen aus, schluchzte hemmungslos und stolperte dabei in die Arme eines in der Nähe stehenden Herrn. Und als sie nun Duke MacNamara erkannte, Dolours jüngsten Sohn, der seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten war, weinte sie noch mehr.

Der Chor stimmte »Glaube unserer Väter ...« an.

»Oh! Verzeih, Duke«, stieß Milly hervor. »Vielleicht gehe ich besser hinaus. Ich Sorge hier nur für Unruhe.«

»Nein, Milly, schon gut. Wir stehen einander bei. Würdest du mit mir zusammen den Gang hinuntergehen? Mutter würde das bestimmt gefallen.«

Bei seinen Worten hätte Milly beinahe wieder aufgeschluchzt, doch sie holte tief Luft und fasste sich. Duke bot ihr den Arm.

Als Milly sich umwandte, sah sie, wie noch mehr Leute in die Kirche strömten und sich in den Seitenflügeln verteilten, und dann entdeckte sie im Licht der offenen Tür, ganz flüchtig, die Silhouette einer vertrauten Gestalt.

Als sie erkannte, wer das war, wäre Milly Forrest beinahe gestolpert.

»Gütiger Gott!«, stieß sie hervor und lehnte sich schwer an Duke.

»Ist dir nicht gut?«, fragte er.

»Doch, doch«, erwiderte sie verlegen. Mittlerweile besaß sie das, was man gemeinhin als stattliche Figur bezeichnete. Kein Leichtgewicht. »Danke, Duke.«

Während sie sich setzten, wagte sie es nicht, sich zur Vergeisserung noch einmal umzudrehen. Die Kirche war ohnehin brechend voll. Und im Grunde war es auch unnötig. Sie wusste

auch so, wer es war. Was für eine Unverschämtheit! Heselwood!
Der verflixte Lord Heselwood!

Die durch ein Buntglasfenster hereinströmende Sonne schien sich die Augen Charlie Pallisers als Ziel ausgesucht zu haben, der mit seiner Frau, seinem Vater und seinem Schwiegervater Juan Rivadavia in der ersten Reihe saß. Sicher versuchte seine Mutter selig, ihn absichtlich zu blenden, dachte er gereizt, denn wie er seinen Kopf auch hielt, er entkam den Strahlen einfach nicht. Wohl die Strafe, dass er sich mit Ausländern eingelassen hatte. Infolge ihrer völlig unbegründeten Angst vor Fremden war sie, als er seinen Eltern mitgeteilt hatte, er wolle die Tochter Juan Rivadavias heiraten, völlig außer sich geraten.

»Diese Ausländerin!«, hatte sie entsetzt geschrien.

Sein Vater Duncan hatte sie mit dem Hinweis, Rosa sei eigentlich nur eine halbe Ausländerin, da ihre Mutter eine englische Adelige sei, etwas besänftigen können. Es brauchte jedoch Zeit und viel gutes Zureden, ehe Dora Palliser Miss Rivadavia empfing, und das auch nur aus sicherer Entfernung zu ihrem Gast auf einem Stuhl am anderen Raumende. Glücklicherweise hatte Rosas Charme Charlie durch diese nervenaufreibende Begegnung geholfen. Das Einzige, was man Dora in dieser Angelegenheit zugutehalten konnte, überlegte Charlie blinzeln, war, dass sie sich schließlich immerhin bereit erklärt hatte, die auserwählte Braut ihres jüngsten Sohnes zu dulden.

Die Diskussion mit seiner Mutter war allerdings nicht halb so traumatisch gewesen wie die Reaktion seines Vaters, als Charlie ihm eröffnet hatte, er wolle an der Universität in Sydney Medizin studieren. Damals wohnte er noch zu Hause auf ihrer Hauptfarm am Darling River, und zunächst hatte Duncan nicht begriffen. Er war ein rauher Mann vom Land, der das Viehgeschäft von der Pike auf gelernt hatte, indem er – mit einem Pferd und einem Gewehr als einziger Habe – jahrelang als Viehhüter auf einem Besitz im Outback gearbeitet hatte. Aber er liebte das Leben und die täglichen Herausforderungen der Farmarbeit.

»Ich weiß nicht, woher du die Zeit dafür nehmen willst«,

hatte er entgegnet. »Du bist jetzt sechzehn. Ich warte darauf, dass du mit der Schule fertig wirst. Ich möchte, dass du dann die Blackbutt-Farm leitest. Dieser Idiot von Verwalter verliert zu viel Vieh im Busch, und deinem Bruder fehlt die Zeit, ihn sich vorzuknöpfen. Du kannst ein paar Viehhüter mit hinausnehmen, ihn vor die Tür setzen und eine Musterung durchführen. Finde heraus, was da läuft. Ich wette, der Schweinehund verkauft sie selbst!«

»Du möchtest, dass ich da draußen bleibe?«

»Ja, natürlich, hörst du schlecht? Ich habe gesagt, ich möchte, dass du sie leitest, und nicht, dass du kurz dort auftauchst, einmal das Vieh durchzählst und wieder verschwindest.«

Mit Schaudern erinnerte sich Charlie an den väterlichen Ausbruch, als er erwidert hatte, dass er sich bereits in Sydney am Medizinkolleg eingeschrieben habe.

Seine Mutter war herbeigerannt gekommen. »Was schreit ihr denn hier so herum?«

»Charlie!«, brüllte sein Vater. »Es ist alles deine Schuld! Du hast ihm die Flausen in den Kopf gesetzt. Hast ihn auf diese feine Schule geschickt. Nun sieh ihn dir an! Will wieder zurück und lernen, wie man Quacksalber wird. Er hat nichts gegen das Geld, das die Farmen abwerfen, ja? Aber er will keinen Finger rühren, um etwas dazu beizutragen!«

Sie versuchte, ihn zu beschwichtigen. »Ich finde, wir sollten uns das durch den Kopf gehen lassen. Schlaf ein paarmal darüber.«

»Das ist überhaupt nicht nötig!«, wütete Duncan. »Ich weiß, was hinter der ganzen Sache steckt, erzählt mir nichts! Er hat was gegen Arbeit. Wieso kann er sich nicht anstrengen wie Langley? Und wie ich? Ich habe mein ganzes Leben hart arbeiten müssen und bin froh darüber, in der Welt weiterzukommen. Er dagegen hält immer nur die Hand auf ...«

»Also, Duncan, das stimmt nicht, und das weißt du auch«, erwiderte sie. Aber während er seinen Eltern zuhörte, wurde Duncan klar, dass sein Vater nicht ganz unrecht hatte. Das Leben auf einer Rinderfarm war Knochenarbeit, tagaus, tagein. Ihre Farmen waren so riesig, dass die Männer etliche Nächte

in der Woche im Freien übernachten mussten, um das Gebiet abzudecken. Sobald sein Vater ihn für kräftig genug gehalten hatte, um mit einem Hütepferd umzugehen, war Charlie oft mit ihnen unterwegs gewesen, und als Jugendlicher hatte er das sehr genossen. Doch der Reiz des Neuen war durch die Hitze, den Staub, die erstaunlich kalten Nächte im Freien und auch durch den fast ungenießbaren Lagereintopf bald verflogen.

Langley hatte immer auf seinen jüngeren Bruder achtgegeben, und auch diesmal ließ er ihn nicht im Stich. Er erklärte, Charlie habe ein Recht darauf, zu machen, was er wolle. Schließlich war es jedoch seine Mutter, die Duncan besänftigen konnte und sogar vorschlug, dass Charlie, sobald er seine Ausbildung abgeschlossen habe und Arzt sei, zurückkommen und aushelfen könne. Ihre Schlüsse verblüfften Charlie. Sie schien sich einzubilden, sein ärztliches Wissen käme auch Tieren zugute. Er ließ sie in dem Glauben, und zu seiner Belustigung nannte sie ihn von seinem ersten Tag am Medizinkolleg an Dr. Palliser.

»Na, schön.« Duncan zuckte mit den Achseln. »Rosa wird nach Rivadavias Tod eine Reihe von Rinderfarmen besitzen. Und wenn ich mal ins Gras beiße, du auch. Ich schätze, ihr beide werdet alles verkaufen, und unsere ganze Schinderei war für die Katz.«

»Jetzt fang nicht wieder damit an. Du solltest dich freuen. Du wirst Enkelkinder haben, die das Ruder übernehmen. Und überhaupt, Rosa mag seine einzige Tochter sein, aber er hat drei Stiefsöhne, und die sind auch im Viehgeschäft.«

»Und wer soll das sein?«

»Die MacNamaras.«

»Woher?«

»Von Kooramin und von Oberon oben im Norden. Weitere Güter haben sie auch noch, glaube ich.«

»Du meinst doch nicht etwa Pace MacNamaras Söhne?«

»Doch, glaube schon. Juan hat seine Witwe geheiratet.«

»Allmächtiger Gott! Richtig! Nun hör mir mal gut zu, Charlie. Du setzt dich da in ein Hornissennest. Pace hatte Feinde. Er ist seinerzeit ein paar einflussreichen Leuten in die Quere ge-

kommen. Ich hab ihn gekannt. Kein schlechter Kerl, immer auf der Jagd nach Land, aber er hat sein Glück herausgefordert. Ist zu früh zu weit vorgedrungen. Rivadavia hat dir vermutlich davon erzählt.«

An den selbstgefällig hochgezogenen Augenbrauen des Vaters konnte Charlie ablesen, dass er vom Gegenteil ausging.

»Warum sollte er? War doch nicht wichtig, worum auch immer es sich gehandelt hat.«

»Vielleicht nicht«, erwiderte Duncan. »Ich rate dir dennoch, dir das Ganze noch einmal gründlich durch den Kopf gehen zu lassen. Lernt euch zuerst besser kennen. Es eilt ja nicht, oder?«

»Nein, außer dass ich sie liebe und sie mich.«

Duncan stopfte seine Pfeife. »Und du glaubst nicht, dass sie für unsereins die Nase ein bisschen zu hoch tragen könnte?«

Charlie packte die Wut. »Wie meinst du das?«

»Ich kann lesen. Ich sehe sie in den Zeitschriften. Sie sitzt gern auf dem hohen Ross, gib's zu. Ist ständig irgendwo unterwegs. Zu unseren Zeiten war dein Bild nur in der Zeitung, wenn du entweder gewöhnlich oder kriminell warst.«

»Herrgott noch mal! Und was kommt als Nächstes? Ich gehe. Und komme wieder, wenn du besser gelaunt bist.«

Der Trauergottesdienst, eine Requiemmesse, zog sich endlos hin. Die Kirche glich einem Dampfbad und Charlies steifer Kragen spannte. Rosa an seiner Seite fächelte sich Luft zu, und auf seiner anderen Seite bereute Duncan vermutlich seine lebenswürdige Entscheidung, am Gottesdienst teilzunehmen – es war das zweite Mal, dass er St. Stephen's mit seiner Gegenwart beehrte.

Die Gemeinde erhob sich, entgegen Charlies Hoffnung jedoch nicht, um zu gehen, sondern um nach weiteren Gebeten ein gemütvolltes Kirchenlied anzustimmen.

»Mir ist nicht wohl«, flüsterte Rosa ihm zu. »Ich muss an die frische Luft.«

Er drückte ihr die Hand. »Ich komme mit.«

»Nein, nein, nicht nötig!«

»Bist du sicher, dass du zurechtkommst?«

»Aber ja.«

Sie küsste ihn auf die Wange und schlüpfte zur Seitentür hinaus. Charlie kam in den Sinn, dass sie schwanger sein könnte, und er summt mit frohem Herzen das Lied mit.

Draußen stützte Rosa sich an der kühlen Steinmauer ab, um sich einige Minuten zu fassen, und spürte erleichtert, wie ihr Kopf sich klärte.

Mit einem Seufzer begab sie sich auf einen beschatteten Weg zur Vorderseite der Kirche. Die Messe war nun fast vorüber, bald würden alle herausströmen, und es würden weitere Tränen fließen.

Rosa hatte Dolour gemocht, mehr sogar als ihre eigene Mutter Delia, die mit dem Klima und dem Farmleben hier in Australien nicht zurechtgekommen war. Die englische Adelige hatte Juan verlassen und war mitsamt Rosa in die Heimat zurückgekehrt. Aber ihr hatte man es schon immer schwer recht machen können, sie war entschlossen, unglücklich zu sein. Ihre Briefe an Juan waren eine einzige Litanei an Klagen. Schließlich hatte sie geschrieben, man könne nicht erwarten, dass sie allein eine Zehnjährige aufziehe – obgleich Juan dafür gesorgt hatte, dass sie ein wunderschönes Haus in Kensington beziehen konnte und es ihr an nichts fehlte.

Rosa litt noch immer an Angstanfällen, die von dem Tag herührten, als sie ihre Mutter zur Haushälterin sagen hörte, sie könne es nicht länger ertragen, dass dieses entsetzliche Kind im Haus herumstreiche.

»Dafür geht es mir einfach nicht gut genug«, hatte Delia erklärt. »Ich bin eine zartbesaitete Person, wie man einfach sehen muss. Lärm jeglicher Art ist mir ein Graus. Ich schicke Rosa zu ihrem Vater. Und Sie, Sie bringen sie hin.«

»Wohin, Madam?«, erkundigte sich die Frau ängstlich.

»Nach Argentinien natürlich!«

»O, nein, Madam, das geht unmöglich!«, kreischte die Frau.

»Ich weiß ja nicht einmal, wo das liegt!«

Sie zog sich die Schürze über den Kopf und stürzte aus dem Zimmer. Rosa wünschte, sie könne das auch, denn sie war vor

Demütigung tiefrot angelaufen. Sie spähte in das Boudoir der Mutter, das sie immer geliebt hatte: ein Regenbogenzimmer aus bunten Satinkissen verschiedenster Art, die überall herumlagen, auf dem Bett, der Chaiselongue, dem großen, weichen Sessel, hoch aufgehäuft auf dem Fensterplatz und sogar einfach wahllos auf den Boden geworfen.

Delia saß an ihrer Frisierkommode, das lange, braune Haar offen über die Schultern gebürstet.

»Was willst du?«, rief sie.

Rosa machte ein finsternes Gesicht. Das Betreten des Raumes war ihr nicht gestattet, weshalb sie zurückrief: »Ich will nicht nach Argentinien!«

»Natürlich nicht. Bockig wie immer!«

»Wie lange müsstest du dort bleiben?«

Delia winkte mit einer weiß behandschuhten Hand. »Ich weiß es nicht. Das liegt an deinem Vater.«

»Und was, wenn er mich auch nicht möchte?«

»Dann schickt er dich vermutlich zurück.« Delia gähnte. »Himmel noch mal, hör auf, mich so auszufragen. Sag dieser Frau, dass ich jetzt meinen Tee möchte und dazu ein gekochtes Ei.«

»Welcher Frau?« Häufig rächte sich Rosa an ihrer Mutter, indem sie vorgab, ihre vagen Anweisungen nicht zu verstehen.

»Na, der Person, die gerade gegangen ist.«

»Welcher Person?«

»Oh, einfach irgendeiner, Dummchen!«

»Ich sehe nach, ob ich eine finden kann.«

Sie unternahm keinen Versuch, es der Haushälterin auszurichten. Ihrer Mutter fehle nichts, hatte der Arzt gesagt.

»Sie bleibt zu viel im Bett, Rosa. Du solltest sie ermutigen, aufzustehen und spazieren zu gehen. Ansonsten versteifen ihre Gelenke.«

Rosa entschied, dass sich das Problem leicht lösen ließe.

»Wir hungern sie einfach aus«, informierte sie den Koch, der ihr keine Beachtung schenkte. Die Haushälterin ebenso wenig.

Der Plan, Rosa mit dem Schiff nach Argentinien zu schicken, schien vergessen, und so besuchte sie weiterhin das St. Mary's

College gleich gegenüber, bis sie, eine Woche nach ihrem zwölften Geburtstag, bei ihrer Heimkehr ihren Vater im Salon antraf.

Sie kannte diesen Mann mit der sanften Stimme, den dunklen Augen und dem blendenden Lächeln kaum, folglich setzte sie sich mit einem mulmigen Gefühl auf eine Stuhlkante, beantwortete seine höflichen Fragen und wünschte, er würde gehen. Doch da kam ihre Mutter, angetan mit einem raschelnden grauen Spitzenkleid mit einer kurzen Schleppe und einem schönen Hut, der mit grauem Georgette bedeckt war, hereingerauscht. Sie sah fantastisch aus!

»Gehst du aus?«, fragte Rosa ungläubig. Zu den seltenen Gelegenheiten, an denen Delia tatsächlich einmal das Haus verließ, hüllte sie sich ihrer Anfälligkeit wegen in Mäntel und Schals.

»Ja.«

»Noch nicht«, versetzte ihr Mann. »Nimm Platz, Delia.«

»Ich stehe lieber«, erwiderte diese hochmütig.

»Und ich möchte, dass du dich hinsetzt, also sei so gut.«

Schmollend ließ Delia sich auf dem nächsten Stuhl nieder, und zwar kerzengerade, ohne stützende Kissen. Rosa wünschte, der Arzt könnte sie so sehen.

»Du möchtest zu mir kommen und bei mir wohnen, verstehe ich das richtig?«, fragte ihr Vater.

Rosa saß stumm und mit roten Wangen da. Hatte Delia gelogen? Das war ihr durchaus zuzutrauen. Aber wollte ihr Vater sie denn bei sich haben? Allzu begeistert klang er nicht. Ihre Miene verdüsterte sich.

»Ich kann kein Spanisch.«

»In den australischen Kolonien wird Englisch gesprochen.«

»Ich dachte, du würdest in Argentinien leben?«

Er warf Delia einen gereizten Blick zu und schüttelte den Kopf. »Ich komme zwar ursprünglich aus Argentinien und wir haben in diesem Land auch Familie und Besitz. Aber zu Hause bin ich auf der Rosario-Farm, nördlich von Brisbane.«

»Rosario?«, rief Rosa entzückt. »Hast du dein Haus nach mir benannt?«